

Diogenes

Leseprobe



Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Diogenes Verlag AG
www.diogenes.ch

Hans Werner Kettenbach

*Die
Konkurrentin*

Roman

Diogenes

Umschlagillustration:
David Hockney,
›The Chair (Small Version)‹, 1985
Copyright © David Hockney
Foto:
Richard Schmidt

Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2002
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
60/02/8/1
ISBN 3 257 06301 6

Ich bin ziemlich sicher, daß irgendwer irgend etwas ausgegraben wird, irgendeine kleine, ein wenig anrühige, nicht völlig keimfreie Geschichte aus ihrem Leben, ihrem Hintergrund, vielleicht auch bloß ein abgestandenes, längst vergessenes Gerücht. Das wird passieren, sobald sie tatsächlich versuchen sollte, Oberbürgermeisterin zu werden. Und es spricht auch nicht dagegen, daß ihr Lebenslauf ja kein Geheimnis ist, natürlich ist er immer wieder beschrieben worden, immer dann, wenn sie in dieser pittoresken Karriere als Politikerin einen Schritt weitergekommen war, und natürlich ist sie in den vergangenen Jahren zudem über alles mögliche interviewt worden. Nur hat zum Beispiel nie jemand sie gefragt, was denn aus ihrer Schwester geworden sei, und sie hat, da niemand sich dafür zu interessieren schien, auch nie ein Wort darüber verloren. Aber es gibt ihre Schwester noch, o ja.

Und wenn es nicht die Geschichte von der Schwester ist, dann eben eine andere, ähnlich unerfreuliche, ja, und warum nicht gar eine über das kleine Mißgeschick, das sie noch immer zu ängstigen scheint, obwohl ich mir wirklich Mühe gegeben habe, sie davon zu überzeugen, daß man ihr deswegen allenfalls eine läßliche Sünde ankreiden könne. Mag sein, daß ich mit derlei Rabulistik ihr protestantisches

Gemüt schon überfordert habe. Daß sie sich so schwer damit getan hat und tut, dürfte freilich nicht zuletzt daran liegen, daß in dieser Sache ich als Entlastungszeuge soviel taue wie der Bock zum Gärtner. Denn schuld daran war ich nicht weniger als sie.

Ich war es, der neben ihr saß, als sie nach diesem geselligen Abend ihrer Fraktion das Auto aus seinem Parkplatz hinausmanövrierte und ziemlich heftig den Kotflügel eines anderen Autos ramnte. Und ich war es, der sie anzischte: »Fahr weiter, fahr weiter!«, was sie dann auch tat. Wir hatten beide zuviel getrunken, und selbstverständlich hatte sie Angst vor den Zeitungen, es hatten sich ein paar Journalisten, auch Fotografen, unter den Gästen herumgetrieben, und es wäre für die Meute ein gefundenes Fressen gewesen, wenn die Ratsfrau vor der dramatischen Kulisse eines Streifenwagens ins Röhrchen hätte pusten müssen. Ich weiß nicht mehr, ob auch ich vor irgend etwas Angst hatte, aber mit Sicherheit wollte ich mich nicht in eine peinliche Auseinandersetzung über den Fahrstil meiner Frau verwickeln lassen; ich wollte möglichst bald in mein Bett kommen.

Vielleicht tauchen, sobald die Zeitungen und die Lokalsender berichten, daß sie noch höher klettern möchte, die beiden Gestalten wieder auf, die ich schattenhaft zwischen den Autos sah, als wir ein wenig zu schnell durch die Ausfahrt des Parkplatzes davonfuhren. Es waren, nahm ich an, eine Frau und ein Mann, ein Paar, das wie wir dem allgemeinen Aufbruch hatte zuvorkommen wollen und durch das häßliche Geräusch der Karambolage auf uns aufmerksam geworden war. Ich glaubte erkannt zu haben, daß die

beiden hinter uns her blickten. Und vielleicht hatten zuvor auch sie uns erkannt, als sie uns auf den Parkplatz folgten, mit Namen erkannt und gesehen, daß die Ratsfrau sich ans Steuer setzte. Vielleicht hatten sie überlegt, ob sie Anzeige erstatten sollten, aber am Ende hatten sie nicht in den Geruch von Denunzianten kommen wollen, es hätte ihrem eigenen Ansehen abträglich sein können. Oder es war ihnen bloß zu aufwendig, zu lästig gewesen.

Doch jetzt erinnern sie sich daran. Und vielleicht sieht die Sache jetzt anders aus. Sollte so jemand tatsächlich zum Stadtoberhaupt gewählt werden, zum Repräsentanten aller Bürger?

Neider. Konkurrenten. Und die, versteht sich, nicht nur bei den Roten, nein, nein, auch in ihrer eigenen Partei ist daran ja kein Mangel. Das hat sich noch halbwegs in Grenzen gehalten, als sie Bürgermeisterin wurde und damit immerhin zweite Stellvertreterin des Oberbürgermeisters. Zwar hätten einige ihrer politischen Freunde schon damals allzugern die Frage aufgeworfen, ob die Partei, die den größten aller Bundeskanzler hervorgebracht habe, sich unbedingt blamieren müsse und ob es mittlerweile etwa genüge, ein hübsches Gesicht, Holz vor der Hütte und einen strammen Hintern zu haben, um sich für ein belangvolles politisches Amt zu qualifizieren. Aber sie trauten sich nicht, sie fürchteten, als Chauvis und Hornochsen, beschränkte Reaktionäre abgestempelt zu werden; das Zeitalter der Emanzipation hatte nun mal den berüchtigten Wind der Veränderung losgelassen, selbst die Schwarzen hatten ihn wahrgenommen, wenn auch nur als Durchzug, und manch einer von ihnen litt bereits an einer chro-

nischen Gänsehaut. Aus einigen Winkeln und Hinterzimmern der Partei war ein Grummeln zu vernehmen, aber mehr nicht.

Allerdings bezweifle ich, daß es auch diesmal dabei bleiben würde. Gewiß, es gibt hier und da schon eine Oberbürgermeisterin, und eine von den Roten hat ja schon vor vielen Jahren die Kerle, die ihr dieses Amt streitig machen wollten, gleich reihenweise aus dem Feld geschlagen, im Ruhrpott war das, ein handfestes Weib nach meiner Erinnerung. Aber die war als Kandidatin nun mal von den Roten aufgestellt worden, und die scheuten damals vor nichts zurück, womit sich demonstrieren ließ, daß sie den Fortschritt verkörperten und die Schwarzen den Mief und Müll von gestern. Desungeachtet ist die goldene Amtskette auch heute noch kein Schönheitspreis, und sie wird von allzu vielen Leuten innig begehrt, heute nicht weniger als damals. Von meiner Frau zum Beispiel, wenn ich sie richtig verstehe.

Es waren nur ein paar vage Sätze, in denen sie mir bislang von der Idee einiger Köpfe (Möchtegern-Drahtzieher wäre vermutlich auch nicht falsch) ihrer Partei berichtete, ob nicht sie und kein anderer bei der Wahl des Oberbürgermeisters gegen den Amtsinhaber der Roten antreten sollte. Auf meine Frage, ob sie denn wolle, erwiderte sie, diese Idee sei ja nur das Gedankenspiel von ein paar Leuten und die Entscheidung werde wahrscheinlich ohnehin zwischen den beiden Flügeln der Partei getroffen, von denen jeder selbstredend seinen eigenen Favoriten habe, Männer, na klar, und keineswegs gewillt, wegen einer Frau zurückzustecken. Und als ich sie fragte, ob denn unter die-

sen Umständen nicht gerade sie tatsächlich gute Chancen habe, und sei es nur, weil sie der Partei eine neue Runde dieser öden, nervtötenden Flügelkämpfe erspare, lautete die Antwort, so könne man das nicht sehen.

Es war unüberhörbar, daß sie die Kandidatur recht gern, allzu gern übernehmen möchte. Und ich mache mir Sorgen. Ich fürchte, es könnte böse für sie ausgehen, wenn sie sich so weit vorwagt und so viele andere Ehrgeizlinge herausfordert.

2

Um diesen Punkt abzuschließen, ein für allemal: Sicherlich würde sich heute nur noch ein Masochist, nein, nur ein Lebensmüder mit dem Argument hervorwagen oder auch bloß mit der Andeutung, eine Frau wie sie gehöre eher ins Bett als in die Politik. Aber nicht wenige ihrer Parteifreunde werden genau so denken, wenn nicht sogar genau so empfinden, sozusagen, nämlich in den verborgenen Tiefen ihres Genitalbereichs, und ausschlaggebend ist ja nicht das, was sie bei der Diskussion über die Kandidaten daherschwätzen, sondern wem sie am Ende ihre Stimme geben, hinter dem Paravent der geheimen Wahl, bei der niemand ihre Diskussionsbeiträge als zielbewußte Irreführung erkennen kann. Und daß auf der anderen Seite die Frauen unter den Delegierten dieser Wahlversammlung sich rückhaltlos mit ihrer Geschlechtsgenossin solidarisieren würden, kann ich mir schon gar nicht vorstellen. Ich habe oft genug die giftigen Blicke beobachtet, wenn wir

bei einem Empfang oder irgendeinem anderen Auftrieb, an dem ich in ihrem Schlepptau teilnehmen durfte, erschienen und alsbald die Kerle sich an sie heranmachten.

Sie ist nicht ganz ohne Schuld daran. Sie ist... wie soll ich es nennen?

Paßt die ausgeleierte Metapher, daß sie gern mit dem Feuer spielt? Vielleicht läßt es sich so beschreiben, ja. Sie spielt gern mit dem Feuer, noch immer und trotz der vierundfünfzig Jahre, die ihr freilich niemand ansieht. Sie hat es schon mit neunzehn getan, als sie mit einem verstauchten Daumen, den sie sich bei einem Handballspiel eingehandelt hatte, zu mir in die Praxis kam. Ich überwies sie sicherheitshalber und nicht zuletzt, weil ich schon auf den ersten Blick fürchtete, daß ich an dieser Behandlung ein allzu großes Gefallen finden könnte, an den Orthopäden.

Wahrscheinlich hat sie mich durchschaut, schon auf den ersten Blick. Ich habe sie nie danach fragen wollen, und sie hat mir auch nie offenbart, daß es so war. Sie kam jedenfalls immer wieder zu mir zurück, mal zur Kontrolle des Daumens, in dem sie ein jähes, sehr schmerzhaftes Stechen verspürt habe, mal mit einem leichten Fieber, hin und wieder auch mit Symptomen, die ich kurzerhand simuliert genannt hätte, wenn sie, wenn Lene, wenn dieses wahr und wahrhaftig bildschöne Weib nicht bei der Befragung über derlei Molesten solch eine Augenweide gewesen wäre und bei jeder näheren Untersuchung solch ein Abenteuer für meine Fingerkuppen.

Sie kam so lange zurück, bis ich eines Tages sehr plötzlich Witwer mit zwei Kindern geworden war, und sobald sie das erfahren hatte, überzeugte sie mich im Hand-

umdrehen nicht nur davon, daß die siebzehn Lebensjahre, die ich älter war als sie, einer Ehe und dem solcherart gefestigten gemeinsamen Glück nicht im Wege wären; sie trieb mir ebenso meine Zweifel daran aus, daß sie einem zehnjährigen Jungen und einem sechsjährigen Mädchen die Mutter ersetzen und beide großziehen könnte. Sie hat es tatsächlich gekonnt, und sie ist auch nach der Geburt unserer gemeinsamen Tochter, die sie mit einundzwanzig zur Welt brachte, dieser Aufgabe ohne Abstriche gerecht geworden. Es gab keinen Unterschied zwischen René und Clara auf der einen, Birgit auf der anderen Seite, alle drei waren gleichermaßen Lenes Kinder, und sie war allen dreien gleichermaßen die Mutter, eine perfekte Mutter, könnte man sagen, wenn das nicht so penetrant nach Frauen-Schrifttum klänge.

Allerdings hat sie sich nie von dieser Aufgabe absorbieren lassen, und auch von keiner anderen der vielen Aufgaben, die sie übernommen und zielstrebig gelöst hat. Was sie darüber hinaus noch wollte, all das, was ihr nicht minder wichtig war, das hat sie nie aus den Augen verloren. Zum Beispiel ihren Sport. Ihren Theaterabend. Und zum Beispiel, nun ja: das Spiel mit dem Feuer.

Hin und wieder hat sie in unserer Umgebung für Unruhe gesorgt. Hin und wieder gab es Ereignisse wie das unter Beteiligung des Steuerberaters, der mit seiner Frau und den vier Kindern im Haus gegenüber wohnte. An einem frühen Mittwochabend im Oktober, es war zu Beginn des Quartals, und ich war mit der Abrechnung früher fertig geworden, als ich erwartet hatte, ich kam gegen sechs nach Hause, die Blätter der Bäume waren schwer vom Re-

gen, sie waren noch grün, und während ich aus dem Auto stieg und genießerisch die Luft einsog, sah ich im Garten gegenüber die Frau des Steuerberaters. Sie hatte mich anscheinend nicht bemerkt, sie verschwand ohne Gruß hinter der dichten Hecke, als ob sie dort etwas zu tun hätte, was mich wunderte, denn für die Gartenarbeit ließ der Steuerberater einen Gärtner kommen, ich hatte weder sie noch ihren Mann je im Garten arbeiten sehen.

Ich schloß meine Haustür auf und wollte eintreten, als mir aus dem Wohnzimmer der Steuerberater entgegenkam. Er begrüßte mich ein wenig überschwenglich, so kam es mir vor, erzählte mir ein wenig überhastet etwas schwer Verständliches von einem sehr günstigen Angebot zur Kapitalanlage, das er mir habe zeigen wollen, er habe den Prospekt zurückgelassen, und wenn ich interessiert sei, könne er mir in den nächsten Tagen noch ein paar Informationen dazu geben, jetzt sei es leider zu spät dafür geworden, seine Frau warte wahrscheinlich mit dem Essen, einen schönen Abend noch, und verschwunden war er.

Ich begrüßte Lene, die sich im Hintergrund gehalten hatte, sie stand in der Tür des Wohnzimmers, im verdämmernden Licht des Herbsttages, da die Lampen noch nicht brannten. Ich schaltete die Lampen ein und fragte, wo die Kinder seien. Sie sagte, die Kinder seien noch unterwegs, René habe mit einem Freund ins Kino gehen wollen, und Claras Flötenstunde sei auf fünf verlegt worden, sie müsse aber jeden Augenblick nach Hause kommen, und die Kleine sei müde gewesen, sie habe sie in ihren Korb gelegt, und dort schlummere sie jetzt friedlich. Ich war mir nicht sicher, aber mir schien, als sei sie ein wenig außer Atem.

Sicher war ich mir, daß auf ihrer Stirn ein feiner Schweißfilm haftete.

Erst ein paar Monate später kam ich darauf, daß die Frau des Steuerberaters seit diesem Abend nicht mehr in meiner Praxis erschienen war, auch keines seiner Kinder und er selbst auch nicht, obwohl er von einer chronischen Gastritis und sie von einem hartnäckigen endogenen Ekzem geplagt wurde, welche Übel ich zuvor regelmäßig und bei beiden mehrfach im Jahr behandelt hatte. Ich fragte Lene nicht, was sie davon halte. Vielleicht spielten ja die Kinder noch immer miteinander, vielleicht gab es noch immer sogar die gelegentlichen Gespräche über den Gartenzaun. Ich weiß es nicht. Mir fiel allerdings auch auf, daß wir von diesen Nachbarn nicht mehr eingeladen wurden. Zwar hatte derlei Umgang ohnehin nicht allzu oft stattgefunden, ich mochte die Leute nicht besonders, die zu ihnen kamen, seine Klientel im wesentlichen, ein dümmliches, hochnäsiges Volk, und die mochten mich nicht, vermute ich. Aber der Schnitt war deshalb so auffällig, weil auch Lene die beiden nicht mehr zu uns einlud. Ich fragte sie nicht nach dem Grund.

Ich habe sie nie gefragt bei solchen Gelegenheiten, Ereignissen wie an diesem Oktoberabend. Es gab einige davon, im Laufe unserer vierunddreißig Ehejahre. Ein vager Glanz in ihren Augen, eine ungewohnte, verhaltene Aura, die ich manchmal schier zu riechen glaubte. Allerdings nur selten dann, wenn *ich* nach Hause kam, wie an dem Abend, an dem der Steuerberater seine Empfehlung zur Kapitalanlage hinterlassen hatte. Ein wenig öfter schon, wenn *sie* nach Hause kam, gegen elf, auch schon mal gegen Mitter-

nacht, von der Gymnastikgruppe oder hernach von einer Versammlung der Bürgerinitiative, dann der Partei. Ich sprach nie aus, was ich befürchtete. Ich fürchtete vielmehr, daß sie mir ungefragt offenbaren könnte, woher sie kam und was sie erlebt hatte.

Das war feige, natürlich. Aber ich weiß nicht, wie ich anders die Abende hätte überstehen sollen, an denen sie gegangen war, um an diesem Training, jener Versammlung, Diskussion, Vorstandssitzung teilzunehmen, oder zuletzt, um die Veranstaltungen zu garnieren, bei denen sie den Oberbürgermeister vertreten mußte, Repräsentationspflichten, die bekanntlich lange dauern konnten. Und es wird auch keiner mir zu sagen wissen, wie ich anders die Nächte hätte überstehen sollen, in denen sie zu Parteitagen, Kongressen, zu Informationsreisen des Ausschusses für dieses oder jenes unterwegs war.

Ich versuchte immer wieder mir klarzumachen, daß ich keinerlei triftigen Grund für meinen quälenden Verdacht hatte; den Verdacht, ja, sie sei mir untreu. Ich versuchte mir klarzumachen, daß ich an primitiver nackter Eifersucht litt, Eifersucht auf jeden, der bei ihr sein konnte, wenn es mir verwehrt war. Ja, ja, der kurze Atem, der dünne Schweiß auf ihrer Stirn; der Glanz in den Augen, die Empfindung, einen merkwürdigen Geruch wahrzunehmen, ohne ihn exakt definieren zu können. Aber das alles waren doch keine Beweise. War es nicht ebensogut möglich, daß all das, was mich quälte, nur in meinem Kopf existierte, Hirngespinnste, erzeugt von meiner Eifersucht? Natürlich war das möglich. War es nicht sogar wahrscheinlich?

Um diesen Punkt nun wirklich ein für allemal abzu-

schließen: Einmal habe ich mich um ein Haar mit einem Kegelbruder geprügelt, der eine dumme, boshafte Anspielung hatte fallenlassen, eine grinsende Bemerkung über jüngere Ehefrauen, von denen manche schwerer zu hüten seien als ein Sack Flöhe. Die anderen Kegelbrüder trennten uns, und er entschuldigte sich sofort, er sagte, er habe nur so dahergeredet und es tue ihm leid. Ich war später ein paarmal in Versuchung, ihn unter vier Augen zu fragen, ob er tatsächlich nur dahergeredet habe. Ich ließ das. Aber wenn er mehr gewußt hat, als er auszusprechen den Mut hatte, dann könnte es auch einige andere geben, die mehr wissen.

Vielleicht solche, die beim Training dabei waren, wenn sie unentschuldigt fehlte. Oder solche, die miterlebt haben, daß sie sich von einer Preisverleihung, bei der sie anstelle des Oberbürgermeisters das Grußwort sprach, sehr früh zurückzog, früher jedenfalls, als der Oberbürgermeister es sich erlaubt hätte. Oder solche, die mit ihr in Tokio, in Moskau oder Brasilia, als der Umweltausschuß dort ein bahnbrechendes System der Müllverwertung studierte, oder auf einem Parteitag in Hamburg oder München in demselben Hotel gewohnt und mitbekommen hatten, wie während der Nacht oder im Morgengrauen irgend-ein hohlköpfiger, breitschultriger Parteifreund mit blau-schwarzem Bartschatten auf den Wangen und an Kinn und Hals ein Zimmer verließ, in dem er nichts zu suchen hatte. Lenes Zimmer.

Schluß jetzt. Ich fürchte, daß ihr Traum von einem krönenden Abschluß ihrer Karriere mit einem widerlichen Knall zerplatzen könnte, wenn irgendeine Information

dieser Art oder gar mehrere zugleich ans Tageslicht gerieten und dort breitgetreten würden. Ich fürchte, meine Frau könnte, wenn sie tatsächlich versuchen sollte, Oberbürgermeisterin zu werden, eine sehr bittere Enttäuschung erleben. Einen niederschmetternden Schlag, von dem sie sich nicht mehr erholen wird.